

Laura Lee
Nächte im Savoy
Das Versprechen eines Gentlemans



GOLDMANN

Buch

London 1898: Lady Kay Matheson musste bereits früh lernen, wie schmerzhaft die Liebe sein kann. Sie verliebte sich unsterblich in den Abenteurer Devlin Sharpe. Doch als dieser ohne eine Erklärung nach Afrika verschwand, brach er nicht nur Kays Herz, der Skandal rückte sie auch an den Rand der feinen Londoner Gesellschaft. Vierzehn Jahre später ist Kay glücklich, den amerikanischen Millionär Wilson Rycroft ihren Verlobten nennen zu können. Doch während das Paar die Hochzeit im Savoy plant, steht Devlin plötzlich wieder vor Kay. Obwohl sie sich so lange Zeit nicht gesehen haben, spüren beide immer noch diese unglaubliche Anziehung zueinander. Kay muss eine folgenschwere Entscheidung treffen: Gibt sie Devlin trotz allem noch eine Chance, oder heiratet sie aus Pflichtgefühl einen Mann, den sie nicht liebt?

»Das Beste, was es im historischen Liebesroman gibt!« Julia Quinn

LAURA LEE

NÄCHTE
im
SAVOY

Das Versprechen eines Gentlemans

Roman

Aus dem Englischen
von Ann-Catherine Geuder

GOLDMANN

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2025
unter dem Titel »Bad Luck Bride« bei Forever,
an Imprint of Grand Central Publishing, New York.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

I. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Februar 2026

Copyright © 2025 by Laura Lee Guhrke

Copyright © dieser Ausgabe 2025

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produksicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich

Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: © FinePic®, München;

© Lee Avison / Trevillion Images

Redaktion: Antje Steinhäuser

ES · Herstellung: ik

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49522-1

www.goldmann-verlag.de

1



Hotel Savoy, London, 1898

Nein, das sollte sie nicht tun. Auf keinen Fall.

Lady Kay Matheson starrte auf den Frühstücksteller vor sich, ihre Hand hielt noch immer den silbernen Deckel, den sie gerade vom Tablett gezogen hatte, und sie spürte die Qual der jähen Versuchung. Und wer konnte es ihr verdenken?

Vor ihr stand alles, was zu einem traditionellen englischen Frühstück dazugehörte – Eier, Speck, gebackene Bohnen, Bratkartoffeln und in köstlicher Butter sautierte Pilze. Es gab auf dem Tablett zwar keinen Toast, aber einen Korb mit französischen Croissants und eine Schale mit Marmelade. Ausgerechnet Himbeermarmelade, ihre Lieblingsorte. Natürlich.

Kays leerer Magen knurrte.

Das war nicht ihr Frühstück, ermahnte sie sich streng, während sie den Deckel beiseitelegte. Sie sah zu dem anderen Tablett auf dem Tisch, dann zu dem, das von Foster, dem Dienstmädchen ihrer Mutter, weggetragen wurde.

Kay wusste, auf beiden konnte das für sie bestimmte Frühstück sein, das aus einem einzigen Stück Melba-Toast,

ein paar hauchdünnen Scheiben kalten Schinkens und einem gekochten Ei bestand. Sie öffnete den Mund, um Foster zurückzurufen, hielt dann aber inne.

Nur eine Scheibe Speck, dachte sie, als das Dienstmädchen im Schlafzimmer ihrer Mutter verschwand. Josephine würde nichts dagegen haben.

Unfähig zu widerstehen, streckte sie die Hand nach dem Teller vor ihr aus – doch dann sah sie mit einem Mal ein Bild von weißem Satin, Spitze und Tüll vor sich, und in ihrer Vorstellung erklangen die ersten Töne von Mendelssohns Hochzeitsmarsch. Sie zog die Hand zurück und setzte sich darauf, während sie sich an das märchenhafte Hochzeitskleid erinnerte, das Lucile für sie genäht hatte, und daran, dass es niemals so aussehen würde, wie es sollte, wenn man die Nähte erneut auftrennen müsste. Verzweifelt versuchte sie, ihre Willenskraft zu mobilisieren, und holte tief Luft, wurde aber sofort von dem köstlichen Duft des Specks überwältigt.

Vorbei war es mit aller Willenskraft. Kay streckte ihre Hand aus, gerade als sich die Schlafzimmertür öffnete. Blitzschnell schnappte sie sich den Speck vom Teller und schob ihn sich in den Mund, dann knallte sie den silbernen Deckel wieder auf das Frühstück ihrer Schwester.

»Hm, das riecht köstlich«, sagte Josephine, während sie zum Esstisch schlenderte.

»Guten Morgen«, murmelte Kay etwas undeutlich.

»Guten Morgen«, erwiderte Josephine, ließ sich auf den gegenüberliegenden Stuhl gleiten und hob mit der Hand den Deckel des Tablett vor ihr an, woraufhin Kays mageres Frühstück zum Vorschein kamen. »Was zum ...«

Josephine blickte auf, und ihre smaragdgrünen Augen weiteten sich ein wenig, ihre herrlich geformten Lippen verzogen sich an den Mundwinkeln nach oben. »Du hast mir mein Frühstück geklaut, stimmt's?«, sagte sie neckisch.

Kay sah sie entschuldigend an, auch wenn sie den himmlischen Geschmack in ihrem Mund noch immer genoss. »Ich habe nur ein bisschen genascht«, sagte sie, nachdem sie zu Ende gekaut und den köstlichen Happen heruntergeschluckt hatte. »Tut mir leid, aber ich konnte einfach nicht anders.«

»Völlig verständlich.« Josephine deutete auf den vollen Teller vor ihrer Schwester. »Nimm dir auch den Rest, ja.«

Kay seufzte. »Ich kann nicht. Ich spüre förmlich, wie mein Korsett allein mit jedem Moment, den ich deine Bratkartoffeln betrachte, enger wird.«

»Du bist doch schon seit Monaten mit dem Abnehmen beschäftigt und dabei so furchtbar streng mit dir – ein Wunder, dass du noch nicht in Ohnmacht gefallen bist. Es kann nicht schaden, sich auch mal was zu gönnen.«

»Meinst du?« Kleinlaut warf Kay ihrer Schwester einen Blick zu. »Wenn mein Kleid auch nur die geringste Wölbung zeigt, werden mich die Gesellschaftsgazetten in Stücke reißen. Und ich will ihnen nie wieder einen Vorwand geben, ihr ätzendes Gift zu verspritzen. Also ...«

Sie schob ihrer Schwester rasch das Tablett zu, bevor sie ihre Meinung wieder ändern würde. »Nimm es«, drängte sie, das Gesicht schmerzlich verzogen. »Und gib mir mein Brot und mein Wasser.«

Sie tauschten ihre Tablett, doch noch bevor eine von

ihnen zur Gabel greifen konnte, vernahmen sie die Stimme ihrer Mutter.

»Es ist ein Wunder, ihr Lieben!«, rief Magdelene, die in einem Negligé aus rosafarbener Seide auf sie zueilte, mit einer Zeitung in der Hand und einem goldenen Zwicker auf der Nasenspitze. »Ein absolutes Wunder!«

Wie immer hielt Magdelene neben Kays Stuhl inne, hob die Zeitung hoch und begann vorzulesen. »*Lady Kay Matheson war, wie wir alle wissen, zu ihrer Zeit eine der am wenigsten beeindruckenden Debütantinnen Londons ...*«

»Was, bitte schön, liest du da, Mama?«, unterbrach Kay sie, obwohl sie angesichts der Worte, die ihre Mutter gerade vorgetragen hatte, fürchtete, es bereits zu wissen.

»*Talk of the Town.*«

»Die Kolumne von Delilah Dawlish?« Kay stieß einen Laut der Verzweiflung und Verachtung aus. »Dieses grässliche Weib. Warum liest du diesen bössartigen Unsinn? Wir wissen doch längst, dass sie mich hasst ...«

»Nun, das tut sie nicht«, erwiderte Magdelene triumphierend und wedelte mit der Zeitung in der Luft. »Nicht mehr.«

Kay schnaubte ungläubig. »Seit wann?«

Magdelene lächelte nur. »*Wegen ihres skandalösen Versuchs, vor vierzehn Jahren durchzubrennen, dachten wir, die leichtsinnige, törichte Lady Kay sei für immer zu Schande, Ungnade und Jungfernschaft verdammt. Aber ...*«

»Das ist es, was du für ein Wunder hältst, Mama?«

»Jetzt hör doch zu!«

»Muss ich?«

Magdelene ignorierte diesen mürrischen Einspruch, hütelte theatralisch und fuhr fort: *»Aber vielleicht ändert sich endlich etwas für die arme Lady Kay. Sie wurde letzten Dienstag im Verkaufsraum von Lucile gesehen. Und was, fragen Sie, hat sie dort gemacht? Sie suchte Satinballen aus. Weißen Satin, meine Lieben! Kann es sein, dass die sitzen gelassene und in der Gesellschaft schwer leidgeprüfte Braut endlich ihr wohlverdientes Glück gefunden hat?«*

»Ich gebe zu, das ist eine angenehme Abwechslung zu ihrem üblichen Dreck«, sagte Kay und bemühte sich um einen lockeren Tonfall. »Ich frage mich, wie lange es anhalten wird.«

»Dauerhaft, hoffe ich.« Magdelene tippte entschlossen auf die Zeitung. »Es hat Jahre gedauert, aber mit der Zeit sind alle Gesellschaftsseiten wieder zu Verstand gekommen, vor allem, nachdem der liebe Wilson begonnen hat, sich für dich zu interessieren.«

Für ihre Mutter war Kays Verlobter immer der »liebe Wilson«. Schließlich rettete der amerikanische Millionär ihre Familie vor dem traurigen Schicksal der Adelsarmut. Selbst wenn er sich als der größte Schurke seit Napoleon erweisen sollte, würde Mama ihn wahrscheinlich immer noch als »der liebe« bezeichnen.

»Delilah Dawlish war die Letzte, die dich so offensichtlich abgelehnt hat«, sagte Magdelene, als ob Kay diese Erinnerung nötig hätte, »aber es scheint, dass sogar sie endlich bereit ist, dir deinen großen Fehler zu vergeben.«

Kays katastrophaler Versuch, mit einem mittellosen Mitgiftjäger durchzubrennen, war zweifellos ein Fehler gewe-

sen, aber angesichts der demütigenden Art und Weise, wie sie seitdem dafür büßen musste, hielt sie die Hoffnungen ihrer Mutter in Bezug auf Delilah Dawlish für etwas verfrüht. Zugegeben, ihre Ehre würde endlich reingewaschen werden, indem sie mit Anstand heiratete. Aber sie hatte in der Vergangenheit zu oft erlebt, wie ihr Name durch den Dreck der Klatschpresse gezogen wurde, als dass sie ernsthaft glaubte, es würde sich irgendetwas daran ändern, bevor sie vor den Altar getreten war.

»Ich bewundere deinen Optimismus, Mama«, sagte sie trocken. »Vor vierzehn Jahren, wenn du dich erinnerst, war ich ein schlichtes, sommersprossiges, pummeliges Mädchen, das kein Mann ein zweites Mal anschaute. Ist es da eine große Überraschung, dass ich mit einem Mitgiftjäger durchgebrannt bin? Als ich wieder zur Vernunft gekommen war«, fügte sie hinzu, bevor ihre Mutter etwas erwidern konnte, »dachte ich, dass wir das alles schon irgendwie vertuschen könnten. Aber nein. Gerade als ich kurz davor war, Cousin Giles zu heiraten, kam die Sache mit dem Durchbrennen ans Licht, ein riesiger Skandal. Giles sagte die Hochzeit ab, und ich war ruiniert, bloßgestellt und – *Talk of the Town* und allen anderen Gesellschaftsgazetten zufolge – dazu bestimmt, für immer Jungfer zu bleiben und von den Junggesellen der feinen Gesellschaft verschmäht zu werden.«

Während sie Kommentare zitierte, die im Laufe der Jahre über sie geschrieben worden waren, konnte Kay weder ihren Schmerz von damals noch ihre Verachtung für die heißhungrigen Journalisten und den widerwärtigen Schur-

ken verbergen, der ihnen auf Kays Kosten so reichlich Futter geliefert hatte. »Und wir alle können Devlin Sharpe danken ...«

Sie hielt inne, denn es war ihr, als würde sich bei seinem Namen eine Hand um ihre Kehle legen und sie zu ersticken drohen.

Magdelene seufzte und warf ihrer Tochter einen tadelnden Blick über die Ränder ihres Zwickers zu. »Wir erwähnen *diesen schrecklichen Mann* nicht«, mahnte sie und erteilte dem Teufel durch die besondere Betonung doch eine gewisse Ehre. »Niemals.«

»Ganz recht, Mama.« Kay versuchte, die Gedanken an Devlin zu verdrängen. »Aber ich kann mir nicht vorstellen, was um alles in der Welt diese Verwandlung von mir in die – wie hat es diese Dawlish ausgedrückt – »sitzen gelassene und in der Gesellschaft schwer leidgeprüfte Braut, die endlich ihr wohlverdientes Glück gefunden hat« bewirkt hat.«

»Spielt das eine Rolle? Dass sich Mrs Dawlish für dich ausspricht, ist doch eine wunderbare Wendung. Für euch beide«, fügte sie mit einem Blick auf ihre jüngere Tochter hinzu.

»Ganz wunderbar«, stimmte Kay zu. »Vor allem, weil Jo in dieser Saison ihr Debüt feiert. Aber ich würde trotzdem sehr gerne wissen, was diesen Sinneswandel ausgelöst hat.«

»Der liebe Wilson«, murmelte Magdelene mit einem Seufzer. »So ein wunderbarer Mann. Gut aussehend, erfolgreich und so, so großzügig.«

Letzteres gab Kay einen Hinweis darauf, was ihre Mutter

meinte. »Willst du damit sagen, dass Wilson dieses schäbige Skandalblatt bestochen hat, damit es etwas Nettes über mich schreibt?«

Schon während sie das fragte, wusste Kay, dass so etwas nicht untypisch für ihren Verlobten wäre. Er neigte dazu, zu glauben, dass Geld jedes Problem lösen konnte. Was, so vermutete sie, ein Luxus der sehr Reichen war.

»Nein, nein, mein Schatz. So ist das nicht zustande gekommen. Ganz und gar nicht.«

Kay fand die Wortwahl ihrer Mutter alles andere als beruhigend. »Wie dann?«, fragte sie nervös.

Magdelene zuckte missbilligend mit den Schultern. »Wilson und ich korrespondieren regelmäßig während seines Aufenthalts in New York, und in einem meiner Briefe habe ich zufällig erwähnt, dass Sir Adair Sloane Eigentümer von *Talk of the Town* ist. Und«, fügte sie hinzu und ignorierte den verärgerten Seufzer ihrer ältesten Tochter, »dass es Londons einflussreichstes Gesellschaftsblatt ist – eines, das in der Vergangenheit sehr grausam zu dir war und immer noch geneigt zu sein scheint, einige ... ähm ... unbegründete Gerüchte über deine Vergangenheit zu verbreiten. Nach seiner gestrigen Rückkehr aus New York muss er Sir Adair aufgesucht und das Problem gelöst haben.«

»Unbegründete Gerüchte?«, erwiderte Kay und lachte. »Ich weiß, wir mussten alles abstreiten und der Gesellschaft vorspielen, dass das Durchbrennen nie stattgefunden hat, aber du musst das Ganze Wilson gegenüber gar nicht beschönigen. Als er mir im Januar einen Antrag gemacht hat,

habe ich ihm gesagt, dass die Gerüchte über mich wahr sind.«

»Das hast du?« Magdelene starrte sie entsetzt an. »Aber warum? Diesen Fehler hast du schon einmal bei Giles gemacht, und du weißt, wie das ausgegangen ist. Warum solltest du dir das ein zweites Mal antun?«

»Ich soll also den Hochzeitsantrag eines Mannes unter falschen Vorwänden annehmen?« Kay schüttelte den Kopf. »Nein. Mach dir keine Sorgen, Mama. Im Gegensatz zu Giles hat das Wilson nicht weiter gekümmert. Wie die meisten wusste er, dass unser Dementi nur ein Trick war, um das Gesicht zu wahren.«

Ihre Mutter seufzte. »Wirklich, meine Liebe. Es gibt so etwas wie zu viel Ehrlichkeit.«

»Da wir alle eine sinnlose Lüge leben, seit die Gerüchte vor elf Jahren die Runde machten, fand ich es eine erfrischende Abwechslung, einmal ehrlich zu sein.«

»Ach ja? Du hättest vorher zumindest über die Risiken nachdenken können. Was, wenn Wilson wie Giles einen Rückzieher gemacht hätte? Was würde dann mit Josephines Chancen auf eine gute Ehe geschehen? Und was wäre mit dir und mir? Wo würden wir leben? Mit viel Glück würden wir von Giles' Almosen leben, irgendwo in einem schrecklichen kleinen Häuschen. Hast du das bedacht?«

»Wie sollte ich je aufhören, daran zu denken, wenn du mich ständig daran erinnerst?«, konterte Kay, bereute es aber sofort, als ihre Mutter ein Gesicht zog wie ein verletztes Kätzchen. »Aber wie«, fuhr sie fort, weil es vermutlich am besten war, das Thema zu wechseln, »hat das, was du

Wilson über Sir Adairs schmutziges kleines Blatt erzählt hast, dieses Weibsstück dazu gebracht, seine Meinung über mich zu ändern?»

Es funktionierte, zum Glück. »Ah, nun«, sagte Magdelene, »ich habe dem lieben Wilson gegenüber zufällig erwähnt, dass Sir Adairs bevorzugte Wohltätigkeitsorganisation eine sehr ehrenwerte ist. Für Witwen und Waisenkinder. Was, so fragte ich ihn, könnte einer Spende würdiger sein?«

»Du bist so unglaublich sozial gesinnt, Mama. Ich sollte wohl dankbar sein, dass du Wilson nicht direkt darum gebeten hast, Sir Adair zu bestechen.«

»So grob würde ich nie sein«, erwiderte Magdelene und schaute beleidigt drein.

»Ich nehme an, das wäre auch nicht nötig. Wilson ist nicht umsonst zu einem der reichsten Männer Amerikas geworden; er hat eine äußerst rasche Auffassungsgabe. Deine Andeutungen haben ausgereicht, wage ich zu behaupten. Aber sag mal« – sie wagte es kaum, zu fragen – »seid ihr, du und Wilson, bei allen Zeitungen so vorgegangen oder nur bei dieser einen?«

»Bei den anderen war das nicht nötig.« Magdelene ließ das Blatt sinken und klopfte leicht darauf. »Wie ich schon sagte, sind die anderen in ihrer Haltung dir gegenüber schon deutlich sanfter geworden. Und ich hätte erwartet, dass du erleichtert bist, dass *Talk of the Town* endlich etwas Nettes über dich sagt.«

»Jaja«, erwiderte Kay rasch und hob eine Hand, um ihre Kapitulation zu demonstrieren. Sie mochte die Methoden ihrer Mutter zwar nicht besonders, aber wenn sie letztend-

lich dazu führten, dass Delilah Dawlish sie nicht mehr in Stücke riss, konnte Kay durchaus damit leben, vor allem, wenn man bedachte, wie sehr es Jo zu einem erfolgreichen Debüt in dieser Saison verhelfen würde. »Ich weiß, dass du und Wilson nur zu meinem Vorteil gehandelt habt. Also schön.« Sie wies auf die Zeitung in der Hand ihrer Mutter. »Lies mir das Ergebnis eurer gemeinsamen Bemühungen vor.«

Magdelene wandte ihre Aufmerksamkeit wieder der Zeitung zu und fuhr fort: »*Lady Kay, so haben wir beobachtet, sieht in letzter Zeit ungemein schlank aus. Zweifellos ist es das, was sie dazu inspiriert, sich weißen Satin anzuschauen.*«

»Ein Moment des Wahnsinns«, murmelte Kay, nahm einen Schluck von ihrem ungezuckerten Tee und verzog das Gesicht.

»Das war es nicht«, versicherte Josephine ihr sofort. »Es wird ein grandioses Hochzeitskleid sein. Du wirst die schönste Braut in ganz London sein.«

Kay wusste, dass es sich dabei um schwesterliche Loyalität handelte, aber trotzdem spürte sie, wie eine heftige Welle der Zuneigung für ihre kleine Schwester in ihr aufstieg. »Du bist ein Schatz, Jo, aber ich frage mich, ob ich nicht lieber den Chiffon hätte nehmen sollen. Ich weiß, er ist nicht so modisch wie Satin, aber ...«

»Nur mollige Mädchen tragen Chiffon«, warf ihre Mutter ein. »Und du gehörst ganz sicher nicht dazu. Zumindest nicht mehr.«

»Danke, Mama.«

Ihre Mutter schien den Sarkasmus nicht zu bemerken.

»Außerdem ist Wilson eher für Satin. Ich habe ihn gefragt. Kein Grund, ausfallend zu werden, Liebes«, fügte sie hinzu, als Kay einen leisen Fluch ausstieß. »Er hat mir ganz klar gesagt, dass er über alle Hochzeitspläne auf dem Laufenden gehalten werden möchte, während er weg ist.«

»Was?«, rief Kay und warf ihre Serviette weg, jetzt wirklich verärgert darüber, dass sich ihre Mutter derart in ihre Angelegenheiten einmischte. »O Mutter, also wirklich!«

»Sollte das Kleid nicht eine Überraschung für den Bräutigam sein?«, fragte Jo.

Magdelene ignorierte die beiden und fuhr mit ihrer Lektüre fort. »*Wir dachten, Lady Kay hätte vielleicht ein Auge auf Mr Wilson Rycroft geworfen, als er letzten Sommer das erste Mal England besuchte. Allerdings kehrte er über die Feiertage nach Amerika zurück, und es wurde keine Verlobung bekannt gegeben; da konnten wir nur annehmen, dass wir uns geirrt hatten. Doch jetzt ist er wieder in London und gibt uns erneut Anlass zu der Frage, ob es nicht eine gewisse rothaarige Jungfer mit einer bewegten Vergangenheit ist, die ihn zurück an unsere Küste gezogen hat. Wir sind überzeugt, es ist kein Zufall, dass er und Lady Kay lange vor Beginn der Saison im selben Londoner Hotel wohnen. Eine Verlobung wurde zwar noch nicht offiziell bekannt gegeben, aber die Satinballen im Lucile sprechen ihre eigene Sprache, nicht wahr?*«

Magdelene unterbrach die Lektüre, als Foster ein Essens-tablett vor ihr abstellte. »Was soll ich damit?«, fragte sie und nahm den Zwicker von der Nase, um den halb leeren Teller mit Erstaunen und einem Hauch von Abscheu zu betrachten.

»Es ist halb elf, Mylady. Ich dachte, Sie möchten vielleicht Ihr Frühstück beenden.«

»Nein, nein.« Magdelene, die mit ihren fünfundfünfzig Jahren immer noch recht schlank war, machte eine desinteressierte Geste in Richtung des Tablett, um die ihre ausgehungerte älteste Tochter sie nur beneiden konnte. »Ich bin vollkommen satt. Außerdem habe ich sowieso keine Zeit mehr, wenn es schon halb elf ist. Ich will nicht, dass wir unsere erste Verabredung des Tages verpassen.«

»Was für eine Verabredung?«, fragte Kay, als Foster das unerwünschte Tablett forttrug. »Ich dachte, wir kehren erst heute Nachmittag ins Lucile zurück.«

»Ich spreche nicht vom Lucile. Ich habe für elf Uhr ein Treffen mit dem Floristen des Savoy angesetzt, um die Hochzeitsblumen zu besprechen.«

»Aber warum? Wir werden das Hochzeitsbankett leider nicht hier abhalten können. Nicht zu diesem Zeitpunkt.«

»Wer sagt das?«

Kay starrte ihre Mutter erstaunt an. »Delia hat das gesagt. Der einzige Saal im Savoy, der groß genug für uns ist, ist der Pinafore Room, und wegen des ganzen Durcheinanders zwischen ihr und Lord Calderon im Januar wurde unsere Reservierung verschoben, zugunsten einer anderen Hochzeit.«

»Es war unverzeihlich von Calderon, uns den Pinafore für jemand anderen aus den Händen zu reißen! Deshalb werde ich nach dem Floristen bei Mrs Carte vorbeischaun, um die Angelegenheit mit ihr zu besprechen.«

»Ich weiß, Mrs Carte ist jetzt für das Savoy verantwort-

lich, aber ich glaube nicht, dass es irgendeinen Zweck hat, mit ihr darüber zu sprechen.«

»Delia hatte vor ihrer Abreise nach Paris erwähnt, dass sie an einem anderen Plan schmiedet, der es uns ermöglichen würde, das Hochzeitsbankett hier abzuhalten«, wandte ihre Mutter ein.

»Aber das war, bevor das Savoy sie feuerte, zusammen mit den meisten anderen Angestellten. Lord Calderon ist zurückgetreten und hat Mrs Carte die Leitung überlassen. Und da diese Frau Delia abgrundtief hasst, werden jegliche Pläne, die sie womöglich für uns hatte, über den Haufen geworfen sein. Und jetzt, wo sie nach Paris abreisen musste ...«

Ihre Mutter unterbrach sie mit einem Schniefen. »Es war sehr rücksichtslos von Delia, einfach so zu gehen und uns im Stich zu lassen.«

Ihre Mutter drehte sich immer nur um sich selbst, dachte Kay. »Delia hat mit ihren eigenen Problemen zu kämpfen, Mama«, erwiderte sie. »Schließlich wurde sie gefeuert. Aber sie hat uns ganz sicher nicht im Stich gelassen, davon bin ich überzeugt. Sie hat gesagt, dass sie nur zwei Wochen bleibt, also dürfte sie jeden Tag zurück sein. Und sie hat uns eine Liste anderer Optionen gegeben, die wir uns während ihrer Abwesenheit anschauen sollten. Nicht, dass uns das weitergebracht hätte«, fügte Kay seufzend hinzu. »Wir haben uns überall umgesehen, aber es scheint nirgendwo einen Ballsaal oder Bankettsaal für den siebten Juni zu geben, der groß genug wäre, uns unterzubringen.«

»Richtig. Wir haben keine andere Wahl, als herauszu-

finden, ob Delias Plan – worin auch immer er bestand – noch ausgeführt werden kann. Andernfalls müssten wir sehen, ob diejenigen, die uns den Pinafore weggeschnappt haben, nicht dazu überredet werden können, ihre Reservierung zu ändern.«

»Man sollte nie zu früh aufgeben«, bemerkte Kay trocken. »Vielleicht haben sie ja, so wie Sir Adair, eine Lieblingswohlwärtsigkeitsorganisation, der Wilson etwas spenden kann.«

»Genau mein Gedanke«, sagte Magdelene selbstzufrieden.

»Mutter!«, rief Kay verärgert. »Ich meinte das im Scherz.«

»Ich nicht.«

Kay stöhnte auf, und einen Moment lang überlegte sie, ob sie erneut versuchen sollte, mit ihrem Verlobten durchzubrennen. Aber sie schob diese verrückte Idee beiseite. Diese Hochzeit musste in aller Öffentlichkeit stattfinden, damit jeder, der etwas auf sich hielt, sie sehen konnte. Um Jos und ihrer selbst willen musste es das größte und opulenteste gesellschaftliche Ereignis der Saison werden, das Ereignis, über das alle für den Rest des Sommers sprechen würden – nicht, weil es ein Skandal wäre, sondern weil es *keiner* war.

Deshalb hatten sie trotz Wilsons Wunsch, die Verlobung vor seiner Rückkehr nicht offiziell bekannt zu geben, bereits ihre Verwandten informiert. Glücklicherweise, dass diejenige, die in ihrer Familie am meisten in Ungnade gefallen war, nun endlich von der Schande eingewaschen wurde, hatten alle ihre Teilnahme an der Hochzeit bestätigt,

weshalb ein so großer Festsaal benötigt wurde. Um ihre Hochzeit zu einem gesellschaftlichen Erfolg zu machen, hatte Kay sich für ein modisches Satinkleid entschieden, obwohl sie eigentlich Chiffon bevorzugt hätte. Aus demselben Grund akzeptierte sie dieses klägliche Frühstück und nahm auch in Kauf, dass Wilson und ihre Mutter peinlicherweise versuchten, die Gesellschaftsgazetten des englischen Adels zu bestechen – am Ende würde es sich lohnen. Wenn sie erst einmal vor der gesamten feinen Gesellschaft ehrenvoll vor den Altar getreten war, würde sie ihre Vergangenheit endlich hinter sich lassen können.

»So oder so«, sagte sie und kehrte zu dem entscheidenden Punkt zurück, »bezweifle ich, dass Wilsons Geld diejenigen, die den Pinafore Room reserviert haben, dazu bringen kann, ihn uns zu überlassen.«

»Ich denke, wir sind verpflichtet, alle Möglichkeiten auszuloten. Wir müssen einfach einen Saal finden, in dem alle Platz haben.«

Das war ein unbestreitbarer Punkt.

»Also«, fuhr ihre Mutter fort, als Kay schwieg, »habe ich Mrs Carte um einen Termin ersucht, damit wir die Angelegenheit besprechen können. Sie schlug halb zwölf vor, aber jetzt frage ich mich ...«

Magdelene überlegte. »Ich frage mich, ob uns das genug Zeit lässt. Wir werden kaum eine Viertelstunde Zeit haben, um den Floristen aufzusuchen, bevor wir uns auf den Weg machen müssen. Vielleicht könntest du dich um die Blumen kümmern, während ich Mrs Carte besuche. Orchideen wären übrigens sehr schön, Liebes.«

»Sehr schön«, stimmte sie zu, wobei ihr Blick zu ihrem Schreibtisch wanderte, auf dem sich die unbezahlten Rechnungen alarmierend auf türmten. »Und sehr teuer.«

»Wir müssen uns keine Sorgen mehr um die Kosten machen, Liebes. Das ist vorbei.«

Ja, was würde die Probleme eines Mädchens besser lösen, als einen Millionär zu heiraten.

Kay lag diese zynische Antwort bereits auf den Lippen, aber als sie aufblickte und bemerkte, wie ihre Verlobung mit einem der reichsten Tycoons Amerikas die Sorgenfalten, die sich seit dem Tod ihres Vaters vor einem Jahr in das Gesicht ihrer Mutter gegraben hatten, glätteten, verschwand jeder Impuls, etwas in diese Richtung zu sagen.

Giles, der neue Graf, war – völlig zu Recht – in das Haus eingezogen, in dem die Familie Matheson bisher gewohnt hatte. Er hatte ihnen halbherzig angeboten, sie weiterhin bei sich und seiner Frau wohnen zu lassen, aber das wäre, gelinde gesagt, furchtbar unangenehm gewesen, und sie hatten abgelehnt. Seit einem Jahr zogen sie nun schon durch ganz England, von Hotel zu Hotel, und versuchten, mit ihrer winzigen vierteljährlichen Zuwendung aus dem verarmten Anwesen über die Runden zu kommen, indem sie ihre Rechnungen ignorierten und ihren Gläubigern aus dem Weg gingen. Wäre Wilson nicht aufgetaucht, hätte er Kay keinen Antrag gemacht, hätten sie vermutlich ins Ausland gehen müssen.

Aber Wilson *war* aufgetaucht, und als er ihr einen Antrag machte, war Kay so erleichtert gewesen, dass sie zum ersten Mal in ihrem Leben fast in Ohnmacht gefallen wäre. Die

Gläubiger könnten alle bezahlt werden, Mama wäre abgesichert, und Josephine könnte endlich ihre erste Londoner Saison erleben.

London war natürlich teuer, aber das Savoy war schon immer dafür bekannt, recht liberale Rückzahlungsbedingungen zu haben, zumindest was die Mitglieder der Aristokratie betraf.

»Ja«, unterbrach Magdelene ihre Gedanken, »Orchideen wären am besten, glaube ich.«

Kay bevorzugte Gardenien, aber im Juni würden Gardenien fast so viel kosten wie Orchideen. Andererseits, spielte das noch eine Rolle? Schließlich waren die Kleider von Lucile, das Savoy kostete Unsummen, und die Kostenvoranschläge für Jos Debütantinnenball hatten sie schockiert nach Luft ringen lassen – aber vielleicht hatte ihre Mutter recht, wenn sie sich keine Sorgen machte. Immerhin war Wilson einer der reichsten Männer Amerikas, und sobald ihre Verlobung mit ihm offiziell bekannt gegeben war, würde die Bank ihnen gerne jeden Kredit gewähren, der ihren Erwartungen entsprach. Und sobald sie und Wilson geheiratet hatten, würde die Abfindung, die er zu zahlen bereit war, alles abdecken. Sie würden nur in Schwierigkeiten geraten, wenn die Hochzeit nicht zustande käme.

»Keine Orchideen«, sagte sie zu ihrer Mutter. »Ich bevorzuge Gardenien.«

»Gardenien? Nein, nein, meine Liebe. Ich weiß, dass du sie am liebsten magst, aber sie sind weiß, und dein Kleid ist weiß. Nein, Orchideen wären besser. Zartgrüne, die zu deiner Hautfarbe passen.«

»Dann nehme ich beides«, sagte sie, kompromissbereit. »Aber so oder so, ich muss sie nicht heute aussuchen. Ich würde lieber mit dir zu Frau Carte gehen«, fügte sie hinzu und hoffte, dass es einen Weg geben würde, die Frau des Savoy-Gründers ohne Bestechungsversuche für den Pinafore Room zu gewinnen. »Schließlich ist der Saal wichtiger. Wir haben noch genügend Zeit, um die Blumen auszusuchen.«

»Aber das stimmt so nicht, Kay. Das ist es ja gerade. Der siebte Juni ist nur noch zehn Wochen entfernt, Liebes. Bis dahin ist die Saison in vollem Gange, und Blumen aller Art sind dann Mangelware. Und da dies Josephines erste Saison ist, wird es auch für uns eine aufregende Zeit werden. Am besten ist es, wenn wir die Hochzeit schon lange im Voraus planen. Ich werde Mrs Carte aufsuchen, und du gehst zum Floristen. Deine Schwester kann dich begleiten.«

Kay kapitulierte, denn sie wusste, dass ihre Mutter recht hatte. »Na schön. Wenn Jo und ich fertig sind, holen wir dich ab, essen im Criterion zu Mittag und fahren von dort aus weiter zu Lucile.«

Magdelene runzelte die Stirn. »Ich bin mir nicht sicher, ob das klug ist. Ich möchte nicht, dass man euch zwei allein sieht und denkt, ihr scharwenzelt ohne Begleitung in London herum.«

»Das verstehe ich, Mama, aber eine fünfminütige Kutschfahrt mit meiner Schwester kann man kaum als herumscharwenzeln bezeichnen. Und es wäre doch albern, wenn du hierher zurückkommen müsstest, wo doch Mrs Cartes Büro direkt auf dem Weg zum Criterion liegt. Also bitte kein Drama.«

»Nun gut, aber trödle jetzt nicht länger herum, und frühstücke«, sagte Magdelene, legte die Zeitung weg und stand vom Tisch auf. »Du hast nur noch eine halbe Stunde Zeit, und du musst dich noch anziehen.«

Als ihre Mutter mit Foster auf den Fersen in Richtung ihres Zimmers ging, drehte Kay sich zu ihrer Schwester um. »Es macht dir doch nichts aus, mir heute Morgen mit den Blumen zu helfen, oder, Jo?«, fragte sie und warf einen sehnsüchtigen Blick auf Josephines Croissants, während sie ihre Serviette aufhob.

»Nenn deine Schwester nicht Jo«, ermahnte Magdelene sie, ohne einen Blick zurückzuwerfen. »Und Kay, ich schlage vor, dass du dich nicht am Teller deiner Schwester bedienst«, fügte sie hinzu, und Kay fragte sich – nicht zum ersten Mal –, ob ihre Mutter nicht nur vorne, sondern auch am Hinterkopf Augen hatte. »Satin ist so unerbittlich. Was werden die Leute denken, wenn das Kleid nicht passt?«

Trotz dieser Erinnerung an das, was Kay bereits wusste, konnte sie sich einen wehmütigen Seufzer nicht verkneifen, als sie eine Scheibe Melba-Toast in die Hand nahm. »Ich wünschte, ich müsste mich nicht so sehr darum kümmern, was die Leute denken.«

»Es ist nicht mehr lange hin«, sagte Josephine. »Nur noch bis Juni. Wenn du erst einmal verheiratet bist, kannst du essen, was du willst, tragen, was du willst, und gehen, wohin du willst, und niemand wird sich darum kümmern, nicht einmal Delilah Dawlish.«

Jo hatte natürlich recht, aber bei dem ersten Biss in den

harten, trockenen Toast verzog Kay dennoch das Gesicht. Es war, als würde man Sägemehl essen. Der Juni, dachte sie, konnte nicht schnell genug kommen.

* * *

»Devlin?«

Beim Klang seines Namens blickte Devlin Sharpe von der Zeitung auf, die er gerade las, und sah Pamela durch die Lobby des Savoy auf ihn zukommen. Es war zwei Monate her, dass er sie gesehen hatte, und als sie sich ihm näherte, bewunderte er – nicht zum ersten Mal – ihre ätherische blonde Schönheit und die Anmut, mit der sie über den Boden zu schweben schien. Sie erinnerte ihn ein wenig an einen Engel, mit dem man den Weihnachtsbaum schmückte.

Aber der Schein trügt oft, und Lady Pamela Stirling war da keine Ausnahme. Als einziges Kind eines Marquess verfügte Pam über die kultivierte Arroganz, die eine hohe Position mit sich bringt. Aber das störte Devlin nicht. Da er in dieselbe aristokratische Welt hineingeboren worden war, in der sie lebte, war er daran gewöhnt. Außerdem war Pam als Mittelpunkt des elterlichen Universums aufgewachsen und daher etwas verwöhnt, aber auch das störte Devlin nicht. Heutzutage konnte er ihr alles geben, was sie wollte, und im Gegenzug stellte sie seine Wünsche sogar über ihre eigenen, eine Eigenschaft, die er sowohl überraschend als auch sehr erfreulich fand. Noch nie zuvor hatte ihn jemand an die erste Stelle gesetzt, nicht seine eigene Familie und schon gar nicht seine frühere Verlobte, und er empfand die

Bereitschaft seiner zweiten Verlobten, dies zu tun, als willkommene Abwechslung zu all den Menschen, mit denen er in der Vergangenheit zu tun gehabt hatte, selbst wenn er für dieses Privileg bezahlte.

Außerdem hatten Engel noch nie einen besonderen Reiz auf ihn ausgeübt. Sein Vater hatte ihm nicht umsonst den Spitznamen »Satansbraten« gegeben. Und Pam war ein guter Fang für einen Mann in seiner Position. Der in Ungnade gefallene fünfte Sohn eines Barons rechtfertigte normalerweise nicht die Aufmerksamkeit, geschweige denn die Hand der Tochter eines Marquess, selbst wenn dieser Marquess völlig pleite war.

Devlin war nicht verliebt, aber auch das war in Ordnung für ihn. Die Liebe, das wusste er aus bitterer Erfahrung, war schmerzhaft, chaotisch und völlig überbewertet, und er wollte nie wieder etwas mit ihr zu tun haben.

Das hatte er auch Pam gegenüber zugegeben, als er ihr den Antrag machte, und zu seiner großen Erleichterung hatte sie ihn trotzdem akzeptiert und eine ähnliche Auffassung von der Liebe wie er selbst vertreten. Sie mochte ihn, hatte sie gesagt, aber sie hätte nie zugestimmt, ihn zu heiraten, wenn er kein Geld gehabt hätte. Ihre brutale, klare Ehrlichkeit in Bezug auf sich selbst und ihre Lebenswünsche war eine weitere Sache, die er an ihr schätzte, und ein weiterer erfrischender Kontrast zu seiner ersten Verlobten.

»Geht es dir gut?«, fragte Pamela und lächelte leicht, als sie vor seinem Stuhl stehen blieb.

»Natürlich«, sagte er, legte die *Times* beiseite und stand auf. »Warum fragst du?«

»Du starrst mich an, als ob du mich noch nie gesehen hättest.«

»Nun, es ist zwei Monate her, dass wir uns in Kairo getrennt haben«, erinnerte er sie. »Und wäre es denn so schlimm, wenn ich dich anstarre?«, fügte er hinzu und machte eine Kopfbewegung in Richtung der Hotelgäste, die in der elegant eingerichteten Lobby des Savoy hin und her eilten. »Die Hälfte der Männer hier starrt dich an. Ich bin nur einer von vielen.«

»Wohl kaum«, gab sie lachend zurück, doch hinter dieser amüsierten, abweisenden Antwort verbarg sich eine Selbstgefälligkeit, die darauf hindeutete, dass sie sich ihrer weiblichen Anziehungskraft durchaus bewusst war.

Wie auch nicht?

Mit ihrem weizengoldenen Haar, den braunen Rehaugen und ihrem atemberaubenden Gesicht war Pamela bei ihrem Debüt vor zwei Jahren als eine der schönsten Frauen Londons bezeichnet worden, und selbst wenn man nicht so von ihr geschwärmt hätte, müsste sie schon blind sein, wenn ein Blick in den Spiegel ihr nicht verraten würde, womit sie gesegnet war. Es grenzte deshalb an ein Wunder, dass sie am Ende ihrer ersten Saison noch nicht liiert gewesen war. Aber Devlin wusste, dass Pam eine rebellische Ader in sich hatte, die wahrscheinlich bewirkte, dass sie all jene Männer ablehnte, die Pamelas Mutter ihr als geeignete Partner vorstellte. Er selbst gehörte ganz sicher nicht zu dieser Auswahl, und das, so vermutete er, war Teil seines Charmes, was Pam betraf.

»Wann bist du aus Yorkshire gekommen?«, unterbrach sie seine Gedanken.

»Gestern, spätabends.«

»Und wie geht es deiner Familie und dem Anwesen?«

»Meinem Bruder Thomas und seiner Familie geht es recht gut. In Stonygates geht es zu, als schrieben wir noch das Jahr 1820. Was ist mit dir? Alles bestens auf Lord Wals-ton's Anwesen?«

»Wenn man die Umstände betrachtet, ja. Papa hat sich sehr gefreut, schließlich waren wir fast ein Jahr fort. Wo wir gerade von Vätern sprechen ...« Sie warf ihm einen hoff-nungsvollen Blick zu. »Mir ist aufgefallen, dass du deinen nicht erwähnt hast. Wie geht es ihm?«

»Keine Ahnung«, antwortete Devlin achselzuckend und täuschte dabei eine Leichtigkeit vor, die er nicht verspürte. »Er hat sich geweigert, mich zu sehen, und ist bereits eine Stunde nach meiner Ankunft zu seinem Jagdhaus in Schott-land abgereist. Thomas hat mich in der alten Hütte he-rumgeführt.«

»Es tut mir leid, das zu hören, aber er wird schon wieder zur Vernunft kommen.«

»Das wird er ganz sicher, sobald Thomas ihm erzählt, dass ich mit dir verlobt bin.«

»Wenn ich das nur von meiner Mutter behaupten könnte.«

Ein schwaches, fast unmerkliches Lächeln umspielte ihre Mundwinkel und bestätigte seinen Verdacht, dass Pamela es genoss, ihre Mutter so häufig wie möglich zu piesacken.

»Genug von unseren absolut unmöglichen Familien.« Devlin rückte ein wenig näher an sie heran. »Das Wich-tigste ist, dass ich dich endlich wiedersehe. Schade, dass ich

gestern Abend erst so spät aus Yorkshire zurückgekehrt bin. Wäre ich früher angekommen, hätte ich mich sofort auf die Suche nach dir gemacht.«

Ihr Lächeln wurde breiter. »Ich habe mich so gefreut, als ich heute Morgen deine Einladung zum Mittagessen auf meinem Frühstücksteller sah.«

»Und ich bin froh, dass du so frei warst, sie anzunehmen.« Er blickte an ihr vorbei. »Wo ist eigentlich deine Mutter? Gesellt sie sich nicht zu uns?«

Pam stieß einen Seufzer aus. »Doch, leider. Wir beide können nicht allein zum Mittagessen gehen, auch wenn wir verlobt sind.«

»Das wäre undenkbar«, sagte er mit ernster Miene. »Ein Kapitalverbrechen.«

»Für meine Mutter wäre es das«, sagte Pam und verzog das Gesicht. »Aber wir haben den Tisch erst für halb eins reserviert«, fügte sie strahlend hinzu. »Mama wird also frühestens in einer halben Stunde unten sein.«

»Nun, dann ...« Lächelnd richtete er seinen Blick auf ihren kleinen rosigen Mund. »Darf ich hoffen, dass du mich aufgesucht hast, um in irgendeinem leeren Korridor ein bisschen herumzuknutschen, bevor Lady Walston zu uns stößt?«

Pamela errötete und sah aus wie das Abbild mädchenhafter Bescheidenheit. »Devlin«, sagte sie vorwurfsvoll, »so etwas darfst du nicht sagen.«

»Darling, du liebst es, wenn ich solche Dinge sage.«

Daraufhin bewies Pamela, dass sie kein Engel war; sie warf ihm unter ihren Wimpern einen koketten Blick zu

und sagte: »Vielleicht tue ich das. Aber«, fügte sie sogleich hinzu und zerstörte damit alle Hoffnungen, die er sich auf ein köstliches, unerlaubtes Zwischenspiel gemacht hatte, »deshalb bin ich nicht früher heruntergekommen. Ich muss den Floristen sehen. Ich habe ein paar Fragen zu den Hochzeitsblumen, bevor ich mich entscheide, welche ich haben möchte.«

»Du suchst schon die Blumen aus? Aber die Hochzeit ist doch erst im Juni.«

»Und das ist in weniger als drei Monaten, also muss ich jetzt eine Entscheidung treffen. Außerdem«, fuhr sie fort, bevor er überhaupt begreifen konnte, warum man seine Hochzeitsblumen zehn Wochen im Voraus aussuchen sollte, »musst du eine Blume für dich selbst aussuchen.«

Er sah sie fragend an. »Trägt der Bräutigam auch einen Strauß?«

»Nicht für die Hochzeit, Dummerchen. Wir gehen nachher zum Lunch, erinnerst du dich? Im Rules.« Sie tippte mit einer Fingerspitze gegen sein Revers, als er noch immer nicht begriff. »Und dein Knopfloch ist leer.«

Er sah nach unten und stellte fest, dass sie recht hatte. »Stimmt«, räumte er ein. »Zu viele Jahre in der Wildnis, meine Liebe.«

»Du solltest einen Diener einstellen.«

Er lachte. »Aber wozu, Darling? In ein paar Monaten werden wir nach Ägypten zurückkehren.«

Sie runzelte verwirrt die Stirn. »In mehr als ein paar *Monaten*. Vergiss nicht, wir werden unsere Flitterwochen in Italien verbringen. Und ein Gentleman«, fügte sie hinzu,

bevor er darauf hinweisen konnte, dass eine zweiwöchige Hochzeitsreise die Rückkehr nach Kairo in genau drei Monaten bedeutete, »sollte, besonders wenn er verheiratet ist, immer einen richtigen Diener haben. Schließlich müssen auch in Afrika die Regeln der korrekten Kleidung eingehalten werden. Und du kannst nicht bestreiten, dass ein Kammerdiener hier in London von großem Nutzen sein wird.«

Zu dem Thema hatte er keine größere Meinung, also beschloss er, dass es im Moment das Beste war, sie bei Laune zu halten. »Es wäre praktisch«, stimmte er zu. »Nachdem ich so lange weg war, vergesse ich manchmal die absurden Anforderungen der Mode.«

»Sie sind nicht absurd, Devlin. Nicht hier. Nicht wenn alles, was man tut, gesehen und bemerkt wird.«

»Ja«, sagte er mit Nachdruck. »Ich bin mir dessen wohl bewusst.«

Pam sah ihn erschrocken an. »Ich wollte nicht ...«

»Schon in Ordnung«, unterbrach er. »Bitte, Darling, du musst dich nicht entschuldigen. Ich weiß, dass ich mich dieser Tage, kurz vor unserer Hochzeit, anständig benehmen muss. Und dir zuliebe halte ich mich gerne an die Regeln. Also«, fügte er hinzu und bot seinen Arm an, »da mein ruchloser Plan, dich zu verführen, anscheinend endgültig vom Tisch ist, wollen wir jetzt gemeinsam zum Floristen gehen?«

Sie belohnte ihn mit einem umwerfenden Lächeln. »Ausgezeichnete Idee. Ich kann dir bei der Auswahl einer Ansteckblume helfen.«

Plötzlich verspürte er einen Anflug von Ärger über dieses Angebot. Was eigentlich keinen Sinn ergab, schließlich waren sie verlobt. Pamela hatte jedes Recht auf ein wenig eheliche Aufsicht, wenn es um ihren zukünftigen Mann ging. Und niemand konnte behaupten, dass sie nicht einen ausgezeichneten Geschmack besaß.

Sie legte ihren Arm um seinen, und gemeinsam durchquerten sie die opulente Eingangshalle. Als sie den Laden des Savoy-Floristen betraten, drohten Devlin die Vielzahl an Blumendüften zu überwältigen, und die Wolken aus rosa, gelben und weißen Blüten um sie herum ließen ihn nicht zum ersten Mal wünschen, er hätte Pam eine Hochzeit in England ausreden können. Nach vierzehn Jahren im Ausland fühlte er sich hier schrecklich überfordert und gefangen und seltsam unausgeglichen.

»Warum siehst du dir nicht diese Blumen an, während ich mich mit Monsieur Lavigne unterhalte?«, schlug Pamela vor.

Sie deutete auf ein schmiedeeisernes Gestell in der Nähe, wo Blumenstiele in verzinkten Wassereimern darauf warteten, die Revers der Londoner Dandys zu schmücken. Er schlenderte durch die Reihen und betrachtete mit gespielter Interesse die Blumen, während Pamela in den hinteren Teil des Ladens ging. Kornblumen, Rosenknospen, Gardenien. Er blieb stehen, und in seinem Kopf blitzte das Bild einer weißen Gardenie im kupferfarbenen Haar eines Mädchens auf. Er verdrängte es rasch und ging weiter zu den winzigen rosa, weißen und roten Nelken in der nächsten Reihe.

Er wählte eine rote Nelke aus dem Eimer in seiner Nähe, aber dann erinnerte er sich vage daran, dass rote Nelken nur akzeptabel waren, wenn die Mutter noch lebte. Oder betraf das die weißen? Unsicher betastete er die Nelke und verfluchte sich dafür, dass er die Anstellung eines Dieners aufgeschoben hatte. In den zwei Monaten in Stonygates war es leicht gewesen, diese Aufgabe hinauszuzögern, weil einer der Lakaien seines Vaters für ihn tätig gewesen war. Aber jetzt, wo die Saison und die Hochzeit bevorstanden, sollte er sich besser darum kümmern, jemanden zu finden. Denn Pam hatte recht: In London gab alles, selbst die falsche Blume im Knopfloch eines Mannes, Anlass zu einer Bemerkung. Und er hatte in seinem Leben schon genug Anlass zu Kommentaren gegeben.

Besser, ich gehe auf Nummer sicher, beschloss er, als er die rote Nelke zurücklegte und stattdessen nach einer hellblauen Kornblume griff.

Doch kaum hatte er sie aus dem Eimer gezogen, drang eine weibliche Stimme an sein Ohr. Es war nicht Pamelas Stimme, aber sie kam ihm bekannt vor – eine Stimme aus längst vergangenen Zeiten, eine Stimme, die zu rotem Haar und Gardenien passte, eine Stimme, die er so gut kannte wie seinen Namen, obwohl er sie seit fast vierzehn Jahren nur im Traum gehört hatte.

Devlin erstarrte, war mit einem Mal wie gelähmt.

»Ich möchte mir die Gardenien ansehen«, sagte die Stimme, die durch ein Spalier, das dicht mit rosafarbenen Bougainvillea-Ranken bewachsen war, zu ihm herüberdrang. »Ich hätte vielleicht gerne eine für meinen Hut.

Warum gehst du nicht und lässt den Portier eine Kutsche für uns bestellen? Ich komme in einer Minute nach.«

Das ist nicht möglich, sagte er sich, während sich seine Finger um den tropfenden Stiel in seiner Hand krallten und sich seine Eingeweide vor Entsetzen zusammenzogen. Ich bilde mir das nur ein.

Dieser ziemlich verzweifelte Gedanke war ihm kaum durch den Kopf gegangen, als die Besitzerin der Stimme um das Spalier herumkam, und als sie ein paar Meter entfernt stehen blieb, zerstörte ihr Anblick jede Hoffnung, dass er sich das eingebildet hatte.

Inmitten von Eimern und Blumensträußen, mit ihrem flammenden Haar, das einen lebhaften Kontrast zu den rosafarbenen Blumen und dem Grün um sie herum bildete, stand die Frau, die zu vergessen ihn viele lange, harte Jahre und die Küsse vieler anderer Frauen gekostet hatte.

Kay.

Die rötlichen Locken, die unter dem breitrempigen Hut aus blassgelbem Stroh hervorlugten, die seltsam schönen silbrig-grünen Augen, die von dunkelroten Wimpern umrahmt wurden, und die blasse Haut waren nicht zu übersehen. Und ganz sicher nicht zu verwechseln mit den Sommersprossen, die sie immer so aussehen ließen, als wäre eine schelmische Fee in der Nacht vorbeigekommen und hätte ihr Gesicht mit braunem Zucker bestreut.

Allerdings sah sie nicht mehr ganz so aus wie früher. Sie war dünner als das Mädchen, an das er sich erinnerte, stellte er fest, als er auf ihre modisch schlanke Figur in blauer Wolle hinunterblickte.

Was schade war.

Da würde sie ihm wahrscheinlich nicht zustimmen. Kay hatte ihre Kurven immer gehasst. Warum, hatte er nie verstanden, aber die meisten Frauen hatten lächerliche Vorstellungen davon, was weibliche Schönheit ausmachte. Sie fackelten an ihrem Haar mit heißen Lockenstäben herum, pickten an ihrem Essen herum wie wählerische kleine Vögel, quetschten und zwickten ihre Taille mit Korsetts, bis sie wie Wespen aussahen, und bleichten ihre hübschen Sommersprossen mit Zitronensaft.

Kay hatte natürlich nie einen Lockenstab einsetzen müssen. Ihr Haar war schon immer eine Masse von widerspenstigen Korkenzieherlocken gewesen. Und die Verwendung von Zitronensaft wäre ein sinnloses Unterfangen gewesen, denn ihre Sommersprossen waren überall. Auf ihren Schultern, ihren Armen, ihren Brüsten.

Erinnerungen stürmten auf ihn ein, wie er ihr die hell glänzenden kupferfarbenen Locken von den Schultern strich, wie er die Sternkonstellationen aus goldbraunen Punkten entlang ihres Schlüsselbeins über dem Rand ihres weißen Unterhemdes nachzeichnete, wie er die über ihre Schultern verstreuten Punkte küsste. Mit diesen Erinnerungen kam ein Ansturm anderer Emotionen, Emotionen, die er seit Jahren nicht mehr gefühlt hatte, Emotionen, von denen er dachte, dass er sie vor langer Zeit besiegt und getötet hatte.

Sehnsucht, Wut, Frustration, Schmerz – sie erwischten ihn unvorbereitet, wie ein Messer in der Dunkelheit, glitten zwischen seine Rippen, durchbohrten seine Lunge und

raubten ihm die Fähigkeit, zu denken oder auch nur zu atmen.

Er sah auf und beobachtete, wie sich ihre großen salbeifarbenen Augen zu Schlitzeln verengten, was ihm zeigte, dass er nicht der Einzige war, der an die Vergangenheit dachte, doch wenn er ihrem Gesichtsausdruck Glauben schenken durfte, empfand sie vor allem Verachtung. Ihre vollen Lippen waren zu einer festen, unversöhnlichen Linie zusammengepresst. Ihre kecke sommersprossige Nase war gerümpft, als hätte sie einen üblen Geruch eingefangen. Eine kastanienbraune Augenbraue wölbte sich in unmissverständlicher Verachtung nach oben.

Verdammt, dachte er, während sich das Messer tief in seiner Brust drehte. Zur Hölle mit allem.

2



Sie hätte eigentlich wissen müssen, dass dieser Moment eines Tages kommen würde, dachte sie.

In einer Stadt mit nur sechs Millionen Einwohnern musste sie natürlich irgendwann einmal dem einzigen Mann über die Füße stolpern, den sie je geliebt hatte, dem Mann, der sie aller Kraft beraubt, ihr Herz gebrochen und ihr Leben ruiniert hatte. Wahrlich. Das Glück war ganz auf ihrer Seite.

Es wäre ihr nicht im Traum eingefallen. Alles, was sie wusste, war, dass er das Bestechungsgeld ihres Vaters angenommen und sich feige nach Afrika abgesetzt hatte. Und nachdem sie mehr als zwei Jahre lang nichts von ihm gehört hatte; nachdem sie hilflos hatte mitansetzen müssen, wie sich die Gerüchte über ihr verpfushtes Durchbrennen weithin verbreiteten und ihren Ruf und ihre Zukunft zerstörten; nachdem es über ein Jahrzehnt lang keine Anzeichen dafür gegeben hatte, dass er jemals nach England zurückzukehren gedachte, hatte sie sich in dem himmlischen Glauben gewiegt, diesen verachtenswerten Schuft nie wiederzusehen.

Als Kay nun in Devlin Sharpes Gesicht starrte, spürte sie, wie der Schock, der Schmerz und die Demütigung der

Vergangenheit sie überkamen. Hitze stieg in ihren Wangen auf, Wut brannte wie Feuer in ihrer Brust, und sie konnte ihn nur anstarren wie gelähmt.

Er sah irgendwie anders aus als der Mann, an den sie sich erinnerte. Seine Augen hatten immer noch diesen außergewöhnlichen türkisblauen Farbton, doch in dem von der afrikanischen Sonne gebräunten Gesicht wirkte ihre Farbe lebendiger und aufregender als je zuvor. Unter der Hutkrempe hatte sein Haar immer noch die Farbe einer mondlosen Mitternacht, doch an den Schläfen waren ein paar schwache silberne Strähnen mitten im Schwarz zu sehen, die den Lauf der Zeit markierten.

Sein Gesicht war immer noch hager und kantig, die Wangenknochen so scharf gemeißelt wie eh und je, doch um Augen und Mund herum zeigten sich schwache Lachfalten, die ihn irgendwie sanfter erscheinen ließen, weniger hart, weniger rebellisch und trotzig als der Mann, den sie vor so langer Zeit gekannt hatte. Seine einst gerade römische Nase war leicht schief, was darauf hindeutete, dass sie irgendwann einmal gebrochen worden war, wahrscheinlich durch einen harten rechten Haken, den er zweifellos verdient hatte.

Sein Gesicht war nicht das Einzige, was sich verändert hatte, stellte sie fest, als ihr Blick nach unten glitt. Er überragte sie immer noch um gut zehn Zentimeter, hatte immer noch dieselben breiten Schultern und ellenlangen Beine, aber in den letzten vierzehn Jahren hatte sich die schlaksige, gertenschlanke Gestalt seiner Jugend ausgefüllt, und sein Körper war kräftiger, muskulöser geworden.

Sein grauer Wollanzug und sein grauer Homburger Hut gehörten zu der üblichen Kleidung eines Engländers der Oberschicht, und doch spiegelte seine Erscheinung nicht die Insel seiner Geburt wider, sondern den Kontinent, von dem er gerade gekommen war. Er sah kräftig aus, geradezu primitiv, *urwüchsig* und fast lächerlich fehl am Platz in der zivilisierten Enge eines Londoner Blumenladens.

Eines hatte sich jedoch überhaupt nicht verändert, stellte Kay verärgert fest, als sie ihren Blick wieder auf sein Gesicht richtete. Er war immer noch der bestaussehende Mann, den sie je gesehen hatte.

Es war ekelierend.

»Du«, sagte sie mit tiefem Abscheu.

»Sieh an, sieh an«, murmelte er und neigte seinen Hut mit einer leichten Verbeugung. »Wenn das nicht Lady Kay ist.«

Die verächtliche Art, mit der er ihren Namen aussprach, zerstörte jegliche Hoffnung, er könnte mit der Zeit sanfter geworden sein. Es machte sie auch wütend. Welchen Groll hegte er, um Himmels willen? Schließlich war sie damals geschädigt worden, nicht er.

Sie schaute ihn finster an. »Was zum Teufel machst du hier?«

»Ist das nicht offensichtlich?« Er deutete auf ihre Umgebung, und ihr Schock wurde noch größer, als sie begriff, was er meinte.

»Du meinst ...« Sie hielt inne, entsetzt, was das bedeutete. »Du meinst doch nicht etwa, dass du hier im Savoy wohnst?«

»In einem Hotel zu wohnen, ist ein ziemlich neues Konzept, ich weiß. Aber es ist so.«

Kay kam nur mühsam wieder zu sich. »Ich wusste nicht, dass in einem Hotel dieses Kalibers auch Hunde erlaubt sind.«

Er lachte. »Kay, wie kannst du nur so etwas sagen! Bist du aus irgendeinem Grund böse auf mich?«

Diese Frage war zu viel. »Tu nicht so, du Mistkerl«, spuckte sie hervor. »Wenn ich wütend bin, weißt du genau, warum.«

Etwas glitzerte in diesen strahlend blauen Augen, der Triumph darüber, dass er ihren Panzer durchdrungen hatte, und sie verfluchte sich dafür, dass sie ihm diese Art von Genugtuung gewährt hatte.

»Ach ja?«, murmelte er mit tiefer spöttischer Stimme. »Aber selbst, wenn ich es wüsste, die feine Gesellschaft weiß es nicht, oder?«

Sie versteifte sich und wandte den Blick ab, denn sie wusste, dass er recht hatte, und hasste ihn dafür umso mehr.

Als ihr Durchbrennen öffentlich bekannt geworden war und die Klatschpresse damals davon erfuhr, hatten sie beide den einzig möglichen Weg gewählt: Leugnen. Sie hatten behauptet, dass sie sich kaum kannten, dass die gemeinsame Flucht nie stattgefunden hatte und dass die Gerüchte nichts weiter als unbegründeter Klatsch waren. Ihre Bemühungen hatten leider nichts bewirkt, da kaum einer ihnen glaubte. Doch die Weichen waren gestellt, und daran gab es nichts mehr zu rütteln.

Zugegeben, die Wahrscheinlichkeit, dass jemand, den sie